

Vertrauen in der Medizin – Eine ethische Perspektive

von Dr. Heinz Rüegger

Medizinethische Paradigmen im Wandel

Lange Zeit war die moralische Orientierung der Medizin bestimmt durch das, was der Arzt für den Patienten als gut befand. Die Entscheidungshoheit lag bei den medizinischen Experten (Ärztepaternalismus). Patienten hatten den Ärzten zu vertrauen. Vertrauen hiess: sich aus der Hand geben, Kontrollverlust hinnehmen, sich ausliefern.

Im letzten Jahrhundert wurde dieses Paradigma der Fürsorge und des Vertrauens durch ein Ethos der Autonomie abgelöst. Der Patient soll die Kontrolle über das behalten, was medizinisch mit ihm geschieht (informed consent). Vertrauen kommt bei diesem Paradigma prima vista einmal als Gegenpol zu Autonomie in den Blick.

Kritische Rückfragen an ein absolut gesetztes Konzept von Selbstbestimmung haben dazu geführt, dass heute ein modifiziertes Konzept sog. «relationaler Autonomie» diskutiert wird, das ernst nimmt, dass wir realistischerweise immer nur eingebunden in soziale Beziehungen und in Angewiesenheit auf die Begleitung anderer Selbstbestimmung ausüben. Ein wesentlicher Aspekt besteht dabei gerade im Phänomen des Vertrauens.

Insofern gilt Vertrauen im heutigen medizinethischen Diskurs als eine Kategorie, die Schwächen des Autonomiekonzepts ausgleicht, ohne dessen Bedeutung in Frage zu stellen. Edmund D. Pellegrino dürfte Recht haben: «Man kann sich nur helfen lassen, wenn man vertraut.»

Bedeutung von Vertrauen aus ethischer Sicht

1. Therapeuten sollen Patienten, die sich überfordert fühlen, helfen, indem sie ihnen Vertrauen/Zutrauen schenken, Lösungen zu finden (Kreditierung).
2. Vertrauen ermöglicht Patienten, die eigene Verletzlichkeit zu akzeptieren als erster Schritt auf dem Weg zur Heilung.
3. Vertrauen als Abgeben von Kontrolle muss auf Wiedererlangung eigener Verfügungsgewalt hin erfolgen.
4. Zu einer verantwortlichen therapeutischen Beziehung gehört das Vertrauen in das Nicht-Verfügbare.
5. Orientierung an geteilten Werten stärkt das Vertrauen.
6. Vertrauen eröffnet Ermessensspielräume für situativ angepasstes Verhalten.
7. Klinische Institutionen sind verantwortlich, durch transparente Information Vertrauen in ihre Strukturen und Prozesse zu ermöglichen.

Vertrauen schaffen

Gutes tun (Fürsorge- oder Benevolenz-Prinzip) heisst grundlegend einmal: Vertrauen schaffen. Vertrauen entspringt normalerweise nicht einem bewussten Entscheid. Wenn Vertrauen sich einstellt, dann geschieht dies als etwas letztlich Unverfügbares, um das man sich dennoch ernsthaft bemühen soll.

Der Ausbildung von Vertrauen förderlich erweisen sich

- fachliche Kompetenz
- persönliches Wohlwollen
- empathische Zuwendung
- transparente Aufklärung
- geteilte moralische Werte
- moralische Integrität
- Respekt vor Würde und Geheimnis der Person des Patienten
- Vertrauen in die Autonomie einer Person.

Literaturhinweise

Baier Annette, Vertrauen und seine Grenzen, in: Hartmann M./Offe C. (Hg.), Vertrauen. Die Grundlage des sozialen Zusammenhaltes. Frankfurt a. M. 2003, 37-84

Dalferth Ingolf U./Peng-Keller Simon (Hg), Kommunikation des Vertrauens. Leipzig: Evangelische Verlagsanstalt 2012

Schweer Martin K. W. (Hg.), Vertrauen und soziales Handeln: Facetten eines alltäglichen Phänomens. Neuwied: Luchterhand 1997

Steinfath Holmer/Wiesemann Claudia (Hg.), Autonomie und Vertrauen. Schlüsselbegriffe der modernen Medizin. Wiesbaden: Springer 2016